

2_	PHANTOMSCHMERZ EUROPA	wespennest_buch
Editorial	24_	92_
	Ariel Magnus	Hazel Rosenstrauch
	Mein naives Europa	Deborah Holmes: Langeweile ist Gift.
4_	28_	Das Leben der Eugenie Schwarzwald
Lioba Happel	Ion Vianu	Renate Göllner: Kein Puppenheim. Genia
Die Angelina vom Sozialamt	Erniedrigung und Erhebung	Schwarzwald und die Emanzipation
6_	33_	94_
Susanne Eules	Anton Pelinka	Tino Schlench
der könig.innen hasen hüten. gedichte	Lehren für Europa? Die Europäische	Hans Ulrich Gumbrecht: Nach 1945.
8_	Union und das Ende Jugoslawiens	Latenz als Ursprung der Gegenwart
Anne-Marie Kenessey	37_	95_
Gedichte	György Dalos	Ivana Perica
12_	Schlechte Luft über Europa – eine Rede	Günter Anders: Die Kirschenschlacht.
Zsuzsanna Gahse	zur Demokratie	Dialoge mit Hannah Ahrendt
Gefilter Kopf. Nachgetragene Notizen	42_	97_
	Alice Grünfelder	Klaus Bonn
16_	Überlagerungen. Alte Narbe Elsass	Zsófia Bán: Abendschule.
Geert Mak	44_	Fibel für Erwachsene
Amerika! Auf der Suche nach dem Land	Lukas Hammerstein	98_
der unbegrenzten Möglichkeiten	Bis zum letzten Euro. Vom Kontinent	Sabine Dengscherz
	der Gefühle	Andrej Iwanow: Hanumans Reise
	48_	nach Lolland
	Ilija Trojanow (Text) /	99_
	Christian Muhrbeck (Fotos)	Klaus Kastberger
	Die Belichtung des Unsagbaren.	Reinhard Kaiser-Mühlecker:
	Christian Muhrbecks grenzgängerische	Roter Flieder
	Erkundungen des Balkans	
	64_	
	Wenn die EU einen Erfolg will,	102_
	erzielt sie ihn auch	AutorInnen und Anmerkungen,
	Pier Virgilio Dastoli im Gespräch	Impressum
	68_	
	Jan-Werner Müller	
	Haben die europäischen	
	Intellektuellen versagt?	
	72_	
	«Du hast überlebt ... sprich	
	nicht darüber!»	
	Erich Klein im Gespräch mit Ivan Klíma	
	Fotos: KollektivRetina/Reinhard Öhner	
	81_	
	wespennest_porträt Dubravka Ugrešić	
	Fotos: KollektivRetina	
	Arnon Grünberg	
	Wider den Intellektuellen als Papagei	
	Dubravka Ugrešić	
	Nostalgie	



Die von Gumbrecht konzipierten Stimmungen stellen kein kohärentes System dar, sondern bilden ein spannungsgeladenes Gewirr, dessen Teile sich nie reibungslos zusammenfügen. Daraus ergeben sich vielfältige Wirkungen, die bis in die Gegenwart reichen. Von besonderer Relevanz ist in diesem Zusammenhang die Entstehung einer neuen Zeitkonstruktion, deren Ursprung Gumbrecht in der Latenzsituation nach 1945 ansiedelt. Eng gebunden an seine eigene Biografie und wissenschaftliche Laufbahn, die ihn bis nach Stanford führte, skizziert er entscheidende politische und kulturelle Entwicklungen bis in die heutige Zeit. In einer Tour de Force durch die neuere Geschichte findet er zahlreiche Belege dafür, dass sich die Zeitkonstruktion, die wir geerbt haben, nicht mehr aufrechterhalten lässt. So habe beispielsweise die Ermordung israelischer Sportler während der Olympischen Sommerspiele in München 1972 bewiesen, «dass die deutsche Gesellschaft und der deutsche Staat ihre spezifische historische Bürde nie würden überwinden können». War es älteren Generationen noch möglich, die Vergangenheit hinter sich zu lassen,

leben wir heute in einer sich zunehmend ausweitenden Gegenwart, die den Eindruck vermittelt, dass wir in einem Augenblick des Stillstands feststecken: «Wo nichts zurückgelassen werden kann, wird jede neue Vergangenheit in der Gegenwart neben bereits vorhandene und gespeicherte Vergangenheiten gestellt, und in dieser immer breiter werdenden Gegenwart des neuen Chronotopen wird es weniger Sinn dafür geben, was das jeweilige Jetzt, die jeweilige Gegenwart gerade ausmacht.» Aber auch unser Blick für die Zukunft hat sich verändert. Diese wird nicht mehr als ein positiver Horizont an Wahlmöglichkeiten imaginiert, sondern erscheint viel eher als eine Fülle von Bedrohungen, die zwangsläufig auf uns zukommen.

Zugegeben, Gumbrechts Analyse der Gegenwart fällt wenig optimistisch aus. Dennoch liefert er mit seinem Essay *Nach 1945* einen mehr als packenden Entwurf unseres veränderten Zeitempfindens, auch wenn sich bei dessen Lektüre nicht immer nachvollziehen lässt, inwiefern Latenz tatsächlich als Effekt eines sich transformierenden Chronotopen angesehen werden

kann. Plausibilität und Stringenz erfährt die Argumentation vor allem durch die Bezüge auf Theorien und Erkenntnisse postmoderner Denker wie Lyotard und Derrida und weniger durch die Herausarbeitung der Latenzstimmungen der Nachkriegszeit. So mitreißend und fundiert diese auch skizziert sind, wirken sie doch in vielfacher Hinsicht konstruiert. Allzu häufig kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Gumbrecht spezifische Vorstellungen und Strömungen in die Zeit der Fünfzigerjahre hineinprojiziert, die entweder schon früher oder aber erst sehr viel später virulent wurden. Doch der literarischen Qualität des Buches ist es zu verdanken, dass man dem Autor gewisse Unzulänglichkeiten verzeiht. Denn Hans Ulrich Gumbrecht ist ein ebenso faszinierendes wie eigentümliches Konglomerat aus Literatur- und Kulturgeschichte, philosophischer Reflexion und Autobiografie gelungen – ein literarisches Zwitterwesen, das trotz seiner hohen Anzahl an fragwürdigen Assoziationsketten und offenkundigen Fehlschlüssen eine durch und durch anregende Lektüre verspricht.

Ivana Perica

Die umkämpfte Arendt: Günther Anders' *Die Kirschenschlacht*

Günther Anders: *Die Kirschenschlacht. Dialoge mit Hannah Arendt und ein akademisches Nachwort. Günther Anders und Hannah Arendt – eine Beziehungsskizze.* Hg. von Gerhard Oberschlick. München: C.H.Beck 2011

Günther Anders' posthum veröffentlichte Dialoge mit Hannah Arendt werden mit einer melancholischen Notiz eröffnet: «Gewonnen habe ich Hannah Arendt auf dem Ball mit der im Tanzen gemachten Bemerkung, daß Lieben derjenige Akt ist, durch den man etwas Aposteriorisches: den zufällig getroffenen Anderen, in ein Apriori des eigenen Lebens verwandle.» Das Werk, das sich nach diesem Zitat entwickelt, bewegt sich zwischen dieser «schönen Formel» und dem ernüchternd-ironischen Satz, der ihr folgt: «Bestätigt hat sich diese schöne Formel freilich nicht.»

Die Kirschenschlacht setzt sich aus vier Texten zusammen: Dem einleitenden Text «Zur Erinnerung an Hannah» (entstanden 1984) folgen die «eigentlichen» Dialoge «Monaden» (1984) und «Die Irrelevanz des Menschen» (1985) wie auch ein «Akademisches Nachwort» (1985), das die Erweiterung und Kontextualisierung der Dialoge bietet, indem es etwas von der Welt kundgibt, aus der heraus diese Dialoge geschrieben wurden. Es folgen noch die «Editorische Notiz» von Gerhard Oberschlick und Christian Dries' «Beziehungsskizze». Da die zwei letztgenannten informationsreich sind und zahlreiche Quellenverweise geben, sind sie sowohl für beginnende als auch für erfahrene Arendt- und Anders-

Forscher eine wertvolle Fundgrube. Dem Herausgeber Oberschlick und dem Autor Dries gelingt es nämlich zu zeigen, wie sehr die jetzige Anders-Forschung noch zu wünschen übrig lässt, und dass man diesbezüglich noch viel mehr erwarten muss.

Die vier versammelten Texte Günther Anders' sind literarisierte beziehungsweise durch die sogenannte «reproduktive Einbildungskraft» hervorgezauberte, zwischen Hannah Arendt und ihm geführte Gespräche, die vielmehr als bloß Dialoge abzubilden eine Praxis namens Symphilosophieren («symphilosophiein») verkörpern sollen. Ähnlich wie die Fotografien, mit denen diese Ausgabe ausgestattet ist, sind die Symphilosophiein-Dialoge Medium einer gleichzeitigen Distanzierung und Annäherung an die längst zurückliegenden, aber zwischen den Ehepartnern tatsächlich stattgefundenen philosophisch(-politischen) «Schlachten».

Seriöse biografische Arbeiten über das Leben Hannah Arendts (Elisabeth Young-Bruehls und Julia Kristevas Biografien) und philosophische Untersuchungen zu ihrem Werk (Seyla Benhabibs und Dana Villas) vermochten es, ihrem Gegenstand auf den Grund zu gehen, «ohne dabei auf die zweifelhafte Weise persönlich zu wer-

den, durch welche die von E. Ettingers Buch ausgelöste Debatte um Arendts Liebesbeziehung zu Heidegger gekennzeichnet war» (Rahel Jaeggi). Dieser Gefahr, auf zweifelhafte Weise persönlich zu werden, hat nicht einmal Anders standhalten können. Die Bemerkung Rahel Jaeggis – eigentlich der Abklang einer vernichtenden Kritik an Elzbieta Ettingers Werk *Hannah Arendt, Martin Heidegger* (1995) – sollte freilich nicht leichtfertig auf die vier Texte von Günther Anders übertragen werden. Dies schon allein aus dem Grund, dass diese Texte viel besser geschrieben sind als die Ettinger'schen ein Jahrzehnt später entstandenen, exotisierenden und gefährlich sentimental projizierten. Dennoch ist es nicht ganz überflüssig, diese Kritik in Erinnerung zu rufen, umso mehr, da die politische Philosophin Hannah Arendt bis heute von gewissen eingefahrenen Stereotypen nicht befreit wurde – wie zum Beispiel jenem über die «artige Schülerin» (Ettinger), oder auch dem einer leidenschaftlich liebenden und – Ettinger meint sogar: typisch jüdisch – unterwürfigen Frau. (Dass dem noch immer so ist, zeigte leider auch die Inszenierung des Stücks von Savyon Liebrecht *Die Banalität der Liebe*, das Ende Januar 2012 im Wiener Theater Nestroyhof/Hamakom aufgeführt wurde.)

So wird bei Anders die Studentin Hannah Arendt zunächst nicht nur als zukünftige intellektuelle Größe erkannt, sondern es wird auch, sehr häufig sogar, ihre ausgesprochene Schönheit gelobt, die mit der wachsenden intellektuellen Kraft angeblich langsam verloren ging. Damals, so schreibt er, habe sich ihre Begabung für Philosophie noch sehr gut mit der Leidenschaft zum Kochen vertragen oder der Leidenschaft zur Liebe. In den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts schaffte Arendt offensichtlich beides: klug und hausfraulich begabt zu sein.

Auch ist in *Die Kirschenschlacht* der dozierende Ton nicht zu verkennen, der Arendt (beziehungsweise «Hannah») als wissbegierige Schülerin erscheinen lässt, die durch ihren damaligen, fest in der Wirklichkeit stehenden Ehemann Günther Anders trotz ihrer großen Philosophie-Begabung *in puncto* Politisches noch belehrt werden musste. In Arendts Leben spielten Heidegger und Blücher, dazu natürlich auch Jaspers, vermutlich eine viel größere Rolle als Anders. Es scheint so zu sein, als ob Anders die Lehrer-Rolle (auch) für sich in Anspruch nehmen möchte. Denn in der Arendt-Rezeption wurde ihm diese Rolle, aufgrund der Überbetonung des «Lehrers» Heidegger, bei dem man «vielleicht das Denken lernen» (Arendt) kann, verweigert. Tatsächlich widmet selbst die Biografie Young-Bruehls, bestimmt die ambitionierteste Biografie Hannah Arendts, Anders nur wenige Seiten. Insofern bieten die in *Die Kirschenschlacht* versammelten Texte Anders' (aber auch die von Oberschlick und Dries) reichlich Einblicke in eine Phase ihres Lebens, die in den bisherigen Biografien zu wenig beachtet wurde.

Anders' Texte sind zweifelsohne von einer tiefen Bewunderung für Hannah Arendt durchzogen. Dafür sprechen nicht nur atmosphärisch-nostalgische Beschreibungen ihres kleinen philosophischen Zusammenseins auf dem Balkon beim Kirschenentkernen, sondern auch schwärmerische Bemerkungen wie «Sie dachte mit gesenktem Kopf nach. Was sie noch schöner machte.» Oder: «Ihr Beleidigtsein machte sie wieder gorgonisch schön.» Diese Bewunderung ist aber ziemlich ambivalent, sobald man merkt, wie sehr Anders seine Beobachterdistanz genießt, die ihm zunächst seine größere politische Erfahrungheit und dann noch die nachträgliche Position des Biografen erlaubt. Aus diesem Grund sollte sich der Leser des Textes nicht allzu schnell in Gewissheit wiegen lassen. Das Bedürfnis nach Überlegenheit nennt Anders selbst «Oberlehrer-Attitüde». Um diese zu veranschaulichen, genügt ein Zitat, in dem von der «Menschheitsgeschichte» die Rede ist: «Nun, diese [Menschheitsgeschichte] kannte sie tausendmal besser als ich. Denn sie

war nicht nur das tiefsinnigste, sondern auch das gebildetste und gelehrteste Mädchen der Welt. Aber etwas fehlte ihr damals noch, denn schließlich war sie erst 23; die für wirkliche Wahrheitsfindung erforderliche Ironie, um nicht zu sagen: die für allen philosophischen Ernst unentbehrliche Bereitschaft zur philosophischen Frechheit, auch die Gabe der Selbstverhöhnung. Hätte sie diese damals schon besessen (später hat sie freilich über diese souverän verfügt, oder diese über sie), dann wäre sie wohl nicht so schön gewesen, wie sie es damals noch war. (Als sie das Verhöhnern zu lernen begann, begann, wie zur Strafe, ihre Schönheit sie zu verlassen. Alles zugleich kann man eben nicht haben.)»

Die «Gabe der Selbstverhöhnung» zeigt Anders in der Kritik an der Position des Philosophen als «metaphysischen Wichtigtuers». Im Dialog «Die Irrelevanz des Menschen» unterzieht er jene Philosophie – vor allem die philosophische Anthropologie (gemeint war natürlich Heidegger) –, die sich zum Untersuchungsgegenstand *den* Menschen anstatt *die* Menschen erwählte, einer starken Kritik, weil sie wegen ihrer andauernden Selbstvergessenheit aus einem beinahe vorkopernikanischen Egozentrismus keinen Weg finden könne. Bestimmt weitsichtiger urteilend als seine Streitpartnerin sieht Anders in diesem philosophischen Egozentrismus auch eine «politische Verblendungsmethode», eine «Verunklärung», durch die der Singular «der Mensch» mit dem Plural «die Menschen» vermengt wird, so dass ihre Diskussion einen marxistischen Einschlag bekommt: «Durch den Singular «der Mensch» machen wir uns selbst blind gegen die Misere der Erniedrigten und Beleidigten; und gegen die Tatsache der Klassengesellschaft.» Vielmehr als das, es sind nicht nur die aus dem Singular «der Mensch» ausgeschlossenen Erniedrigten und Beleidigten, die Anders hier mitdenkt, es ist auch seine eigene Position des freien Schriftstellers, die trotz der gelobten Denkfreiheit in der Tat über die Freiheit eines Angestellten nicht hinausreicht: «*Vielleicht gehören auch wir zu den «Angestellten», die, weil sie es nicht wissen sollen, nicht wissen, daß sie Angestellte sind.* Und denen es unbekannt ist, für wen und gegen wen sie sich als anstellende Angestellte bewähren. Und denen gerade dann, wenn sie stolz darauf sind, ganz als «sie selber» zu denken, nur diejenigen Gedanken «einfallen», die ihnen diktiert werden?»

Anders geht hier schon der kontroversen Ader nach, die sich für Arendts Philosophie als prägend erweisen wird – nämlich dem Rückzug des Denkers, den Arendt in *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft* als notwendig sah, nämlich einem Rückzug aus dem öffentlichen Leben, «wo fortgesetzte Teilnahme – auch wenn sie nur

bedeutet, daß man seine Arbeit tut – Komplizenschaft mit dem Bösen nach sich zieht» (Dana Villa), und den sie in ihrem philosophischen Spätwerk *Vom Leben des Geistes* mit der Kritik an der «Zwei-Welten-Theorie» zu überbrücken versuchte.

Die von Anders verfassten Dialoge lesen sich als poetisch-philosophisch inspirierte Literarisierungen einer Erinnerung an die *unmögliche* Beziehung, einer Beziehung, die aufgrund einer kosmischen Unmöglichkeit scheiterte. Es handelt sich um einen notwendig scheiternden Versuch, den Weg zum anderen zu finden, sodass letztendlich «alle einzelnen gegenseitig unverstänligt bleiben» müssen. Dies ist der zentrale Gedanke des Dialogs «Monaden» und anscheinend der Kern der Beziehung zwischen Arendt und Anders. Wenn Anders im leibnizschen Dialog «Monaden» noch die radikale Ansicht vertritt, dass der Kontakt zwischen zwei fensterlosen Monaden grundsätzlich unmöglich ist, sodass ihm Arendt sogar «Weltlosigkeit» vorwirft (dieses Urteil nimmt er übrigens freudig an), spricht er sich im Rückblick für eine Korrektur aus. Wenn er feststellt, Leibniz habe «beides behauptet: *Kontaktlosigkeit wie Kontakt*», dann zieht er damit auch das Fazit ihrer Liebesgeschichte. Die widersprüchliche Einheit von Kontaktlosigkeit und Kontakt ist in Anders' Perspektive nur der andere Name für die kurze, misslungene Ehe mit Arendt, aber auch der Name für eine spezifische dialogische Situation, eine Art philosophischer Kirschenschlacht, die er mit diesen Aufzeichnungen – nach der längst zurückliegenden Scheidung, nach unterbrochenem Kontakt, nach der Trennung von seiner letzten Frau Charlotte Zelka, und letztendlich auch nach Arendts Tod am 4. Dezember 1975 – wieder herstellt.

Gleich zu Anfang der «Monaden» merkt Anders Folgendes an: Wenn die diesem Text vorausgehende Skizze, entstanden kurz nach Arendts Tod, «mehr Dichtung als Wahrheit» enthielt, versuchte er mit ihrer späteren Umschrift die Dichtung abzumildern, sodass die Endfassung «ebensoviel Dichtung wie Wahrheit» bietet. Anders fügt auch hinzu, der Text sei aus diesem Grunde auch «furchtbar unfair». Bestimmt wird auch *Die Kirschenschlacht* «auf die zweifelhafte Weise persönlich», nur dass mit diesem Geständnis – das wiederum der «Gabe der Selbstverhöhnung» zu verdanken ist – dem Autor einiges verziehen werden kann. Mehr noch: wenn man Arendts enttäuschte und resignative Bemerkungen über sein vereinsamtes und literarisch unfruchtbares Wiener Dasein liest (im Text von Christian Dries), empfindet man mit dem Autor sogar Mitleid.

Die Kirschenschlacht bleibt ihrem eröffnenden Zitat zweifelsohne treu: Wie Anders' beim Tan-

zen gemachte Bemerkung bekundet auch *Die Kirschenschlacht* als Ganzes die schmerzhafteste Erfahrung der unmöglichen Einheit von Kontaktlosigkeit und Kontakt. Die ursprüngliche

Einheit, die warme und heimliche Höhle der «Muttermonade», oder der Zustand «indivisa», der dem Individuum vorausgeht, all das liegt, genauso wie die philosophisch untermalten

Kirschenschlachten des vergessenen Ehepaares, uneinholbar weit zurück.

Klaus Bonn

Zsófia Bán: **Abendschule. Fibel für Erwachsene.** Mit einem Nachwort von Péter Nádas. Aus dem Ungarischen von Terézia Mora. Berlin: Suhrkamp 2012

Abendschule – das Wort weckt Erinnerungen. Daran, die Matura nachzuholen, oder das Latinum. Ein Buch, das als *Fibel für Erwachsene* firmiert, könnte den Eindruck erwecken, man habe es mit einem Lehrwerk zu tun, ohne das genauestens zu studieren jener Lehrgang am Abend nicht mit Erfolg gekrönt würde. Zsófia Báns Lehreinheiten nun sind ganz andere als die staatlich verordneten. Sie konterkarieren geradezu all das, was für gewöhnlich Allgemeinbildung heißt und als standardisiert oder kanonisiert gilt. Báns Texte, die als Lektionshäppchen das Fächerspektrum der allgemeinbildenden Schulen abdecken, von Geografie und Geschichte über Leibesertüchtigung bis zu Russisch und Ungarischer Literatur, diese Texte folgen einem Prinzip, das der russische Formalist Viktor Šklovskij als Verfahren der Verfremdung ausgewiesen hat. Der Automatismus der sprachlichen und gesellschaftlichen Konventionen wird aufgebrochen und ein anderer Blick auf die Dinge gelenkt. Überdies kann die Form der Texte selbst Gegenstand einer Untersuchung sein, mit der Frage: Wie sind sie gemacht, dass sie den Effekt haben, den sie haben? – Báns Lektionen sind Vexierbilder, die zu einer *tour d'horizon* des momentanen Bildungsstandes der erwachsenen Schüler einladen. Ein opernkundiger Leser etwa, der im Eingangstext den Satz liest «Der Detektiv hieß Pinkerton und hatte, wie sich später herausstellte, eine fernöstliche Geliebte im Fernen Osten, ein gewisses Fräulein Schmetter-Ling», wird sich freuen, hier eine Figur aus Puccinis Oper *Madame Butterfly* entdeckt zu haben, ohne dass doch vom Komponisten oder dessen Werk eigens die Rede gewesen wäre. Dieser Leser geht aber womöglich auch der Autorin auf den Leim, denn die Geschichte um Pinkerton zu kennen, und damit zu prahlen, sie entschlüsselt zu haben, ist selbst wieder nur ein Beleg für die Art des schnöden Positivismus, der von den staatlichen Bildungshütern eingefordert wird. – Kein Satz in Báns Buch lässt sich für bare Münze nehmen, auch da nicht, wo sie scheinbar eine These formuliert, bestreitet oder befürwortet. Kritiker, die sich auf die Abwandlung des Satzes von Wittgenstein «Worüber man nicht reden kann, darüber sollte man vielleicht versuchen zu reden, nicht

wahr?», eines Satzes, der auch den Buchrücken zierte, gestürzt haben, meinten, das sei ein Beleg für die «Antiwittgensteinerin», so Nádas, der Bán in die Falle geht. Abgesehen davon, dass der Satz von einer der vielen lehrerhaften, lehrmeisterlichen Stimmen («doch wer spricht da?!») geäußert wird, hat man wohl an anderem Ort des Buches die Anweisung überlesen («Nichts als bare Münze nehmen! Fragen, immer fragen!»). – Bei der Typisierung der einzelnen Lektionen, von denen manche früher schon in Zeitschriften erschienen sind, könnte man, nach einem Wort Robert Musils, von «Novelletterlchen» sprechen, virtuos mal als autofiktionaler Bericht, als Filmskript, als eine Aufeinanderfolge von E-Mails oder Blogs aufbereitet. Alles in allem eine Prosa des Widersinns, die am Stoff der Allgemeinbildung zündelt, ganz gleich, ob es unter anderem um Flaubert, Manet, Goethe, Ottlik oder Newton geht. *Die Wahlverwandtschaften* verkehren sich so in eine «Wechselersetzung» im Fach Chemie und Leibeserziehung. Letzteres deshalb, weil Schatzi (Charlotte), Dudi (Eduard), Otti (Ottilie) und Otto (Hauptmann) miteinander Pingpong spielen. Die Hausaufgaben, die fast jeder Lektion am Ende beigefügt sind, lauten in diesem Fall: «(1) Gab es bei euch zu Hause schon mal Wechselsetzung? Wenn ja, wie habt ihr euch dagegen geschützt? (2) Sollte es einer Chemielehrerin erlaubt sein, blond und schnarrend zu sagen: Isch lieböusch, Mäuselchen? Kann man so etwas ertragen?» – Bán arbeitet mit Travestie, Burleske und Grotteske im Dienste jenes Widersinns; manchmal steht allein schon der Titel dafür ein: «Vertreibung ins Paradies». Hinzu kommt eine Vorliebe für Anachronismen, die vielleicht am wirkungsvollsten umgesetzt sind in der Lektion über Madame de Merteuil, die aus den *Liaisons Dangereuses* des späten 18. Jahrhunderts in einen dramatischen E-Mail-Verkehr mit Valmont im Jahr 2001 verstrickt ist. Am 10. September «bricht der Briefwechsel ab», nachdem der Vicomte schon angekündigt hat: «Wir haben schon gebucht: wir kommen am 11ten mit der BA 705 um 7 Uhr in Boston an und fliegen – mit einem hervorragenden Anschluss! – um 8:14 mit dem Flug Nr. 175 der United Airlines weiter nach L.A.» Die Katastrophe des 11. September mag auch die

Folie sein, und eine *folie* gleichermaßen, für den Text «Film», in dem Bán das Kunstspringen mit zwei Türmen interferiert. Überhaupt, die Katastrophen. Viel ist die Rede von Vernichtung, vom Verbrennen beispielsweise. Im Kapitel «Landesverteidigung» (auch das ein Unterrichtsfach!), wo es um eine Kiste mit Fotografien geht, stellt sich das mulmige Gefühl ein, dass es vermutlich nicht nur die Fotos und die daran geknüpften Erinnerungen sind, die verbrannt werden: «Man denkt alles Mögliche. Und dann denkt man nichts mehr. Verbrennen. Alle.» Verbrennen, alle – («doch wer spricht da?!»); Nazi-Schergen, die Juden ins Vernichtungslager abkommandieren und so ihr Land verteidigen?! Bán, Tochter Überlebender des Holocaust, weiß, wovon sie redet. Komplementär zu dieser Verbrennung ist die von Mrs. Longfellow gesetzt, das unglückselige, morbide Spiel mit dem Feuer, an dessen Ende nur noch ein großer «Haufen Asche» übrig bleibt, wie bei Paulinchen im *Struwwelpeter*, und ein Brieflein der Gattin an ihren Ehemann, den populären Schriftsteller: «Henry, Liebster, sei nicht böse, aber ich bin vollkommen abgebrannt. Alles ist meine Schuld, schimpf nicht mit den Mädchen. F.» Da passt es wie die sprichwörtliche Faust aufs Auge, wenn es in den Hausaufgaben heißt: «Interpretiere die folgenden Sprichworte: *Ars longa, vita brevis. A pain in the ars.*» (Für Spitzfindige: Nein, nein, *ars*, nicht *arse!*) – Verbrennung, Vergewaltigung, Verbot (etwa von lesbischer Liebe), Verrat (aber auch der Blutschwur), Unterdrückung und Kontrolle durchziehen die *Abendschule* von vorne bis hinten. Herrische Frauengestalten und, wen wundert's, Lehrer, nehmen dabei Schlüsselpositionen ein. – Vieles gäbe es noch zu sagen über dieses großartige Buch, das als Schulpflichtlektüre für Elternabende eingeführt werden müsste, wenn es denn so etwas gäbe. Eine Pflichtlektüre jedenfalls für die Schule des Lebens nach dem Schulabschluss. Eines jedoch sei noch erwähnt. Das Buch setzt ein mit der Suchgeschichte von «WoistMama», dem Verschwinden der Großen Mutter, einer schillernen Figur, die «aus rätselhaften Gründen einen scharlachroten Buchstaben auf ihren Kleidern [trug] sowie samstags einen gelben Stern, weil das besser zu ihrem Kurzpelz passte.» (Wieder ei-